

Aus dem Dorfe

Autor(en): **F.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 35

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643238>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

stauung von nicht verwendbaren Gegenständen darf in solchen Wohnungen nicht sein. Nebst der Raumgestaltung ist die Möblierung besonders wichtig. Nur der Gebrauchswert des Gegenstandes ist maßgebend. Praktisch bis zum äußersten, dabei einfach, typisiert und normiert, nur so können billige Ausstattungen erzielt werden. Die Wohnungen zeigen, daß trotz Befolgung dieser Grundsätze, der Eindruck ansprechend und sogar gemütlich sein kann und man von der oft befürchteten Kahlheit wenig spürt. Allerdings ist die Einstellung und Geminnung des Menschen wichtig. Er muß wissen, daß er selbst das Wesentliche in seiner Wohnung ist und nicht Dekorationsgegenstände, die ihm nur unnötige Mühe und Arbeit verursachen. Uebrigens wird an der Woba ein neuer Film gezeigt, der in extremen Formen die alte schlechte und gute neue Wohnung vorführt. Seine Besichtigung sei allen, denen die Möglichkeit dazu geboten ist, dringend empfohlen.

Nebst den Wohntypen ist ebenfalls ein Verkaufsmagazin erstellt worden und zudem ein Kindergarten. Weiter sind in Verbindung mit den Ausstellungs-siedlungsbauten einige ähnliche Hauszeilen einbezogen worden, die bereits seit längerer Zeit stehen und bewohnt sind. Der kritisch eingestellte Besucher kann sich also auch so orientieren und Nachfrage halten. Man mag sich einstellen wie man will zu dieser Siedlung und zu den Hallenausstellungen, sie regen auf jeden Fall an, sie zeigen die neuen Wege deutlich und ausführlich, und bekanntlich ist Anschauung immer noch der beste Lehrmeister. Den Anspruch der Vollkommenheit darf man selbstverständlich nicht erheben, hingegen ist das Kritizieren und das mögliche Vorschlagen von Verbesserungen erst dazu geeignet, die große, wichtige Idee des ganzen Problems positiv vorwärts zu bringen.

In diesem Sinne begrüßen wir die schweizerische Veranstaltung, die nur unter großen Opfern und mit sehr viel Mühe und Risiko sich dermaßen übersichtlich ausgestaltete konnte.

Rachschrist der Redaktion. Auf Seite 2 und 3 der heutigen Bilderbeilage bringen wir Abbildungen über altes und neues Bauen, worunter auch einige von der Woba in Basel.

Augustinus.

Zur 1500. Wiederkehr seines Todestages am 28. August.

Am Todestag des großen Kirchenvaters richtet sich der Blick zurück auf sein Leben. Es bildete den Schauplatz eines Entscheidungskampfes der geistigen Gewalten seiner Zeit nicht nur um die Feste seines Herzens, sondern vielleicht mehr um die Weltgestaltung, die sich für jene Geistes-epoche so gänzlich mit dem Namen des Einen, des größten der damals Lebenden verbindet. Dieser Kampf gewinnt für den heutigen Betrachter eine ganz eigentümliche Aktualität, die Bildhaftigkeit fast einer Weissagung, denn es sind alles Mächte, die um die Seele des heutigen Menschen ringen: Theosophische Geheimlehre, astrologische Horoskopie u. und inmitten dieser Mächte das um seine Wiedergeburt ringende Christentum.

Augustin hat durch seine Mutter eine eindringliche christliche Erziehung erhalten. Sein Verhältnis zu Jesus war darum so tief in ihm verankert, daß ihm bei seiner philosophischen Weltanschauung etwas Wesentliches fehlte, wenn sie nicht den Namen Jesus enthielt. Aber Augustin war weder in seinen eigenen Augen noch für seine Mutter ein Christ, denn er war nicht getauft. Zwar hemmte der Vater die mütterliche Erziehung nicht, aber seine Ablehnung des Christentums war für den Sohn ein stetiges Gegengewicht gegen die Forderung alleiniger Gültigkeit der christlichen Lehre. Ihr fehlte das Ansehen Jahrtausende alter Ehrwürdigkeit.

Alles, was gleich einem äußern Zwang wirkte, war der religiösen Erziehung Augustins fern. Das Christentum

wirkte durch inwendige Worte: durch die Mutter und ihren Hinweis auf Gott und den Sohn Gottes, durch Beispiele heroischer Lebensführung, durch die priesterliche Gestalt des Bischofs Ambrosius von Mailand und durch die Geltung der Kirche und ihrer heiligen Schriften. Aber daneben traten eben alle Gewalten der damaligen geistigen Welt an ihn heran und rangen um seine Seele. Das Christentum gewann den Sieg.

In der Sache des Glaubens sind wir mit Augustin zu tiefst verbunden und stehen in seiner Schuld. Er hat der katholischen Kirche wesentliche Elemente geliefert, seine Orientierung an Paulus macht ihn aber auch zu einem protestantischen Heiligen. In seiner Frömmigkeit entdecken wir ein Stück evangelischer Freiheit, selbständigen Glaubens.

Aus dem Dorfe.

Singe, wenn Gesang gegeben.

Der unentwegte Fortschritt im Volksgesang wird konstatiert durch Lorbeer- und Eichenkränze mit seidenen Schleifen im städtischen Vereinslokal und in der entlegensten Grabenpinte. Bis auf die zweite Dezimalstelle wird die Leistung jedes Vereinders von den Musikgewaltigen festgelegt, jede Ortschaft ist stolz auf ihre Tenöre und Primadonnen und schätzt den erfolgreichen Dirigenten. Dieser ist zwar in kleinen Orten im Verhältnis zu der aufgewendeten Zeit und der Familienentfremdung gering bezahlt. Aber das Amt ist Ehrensache; es geht um die Dorflehre. Es kann nicht fehlen, wir sind in einem unaufhaltsamen Aufstieg zur Veredlung des Volkslebens. Jeden Winter gibt der Männerchor ein Konzert und der Gemischte Chor auch eines. Der Saal ist gedrängt voll; die Luft wird immer dicker; denn von Ventilation haben weder Wirt noch Baumeister je etwas gehört, und der Hausknecht hat nötigeres zu tun. Man fügt sich und horcht; bei den Frauenschören gibt's auch Augenweide. Es wird geklatscht; höher Gebildete rufen bis! bis!, damit die Gefeierten nochmals zu einer bejubelten Zugabe erscheinen. Am Neujahrmorgen erscheinen die Sänger auch im sonst gemiedenen Tempel und bringen in sanftem Piano und brausend schwellender Manneskraft: „Das ist der Tag des Herrn“. Nicht ausgestorben ist auch die schöne Sitte, einem verstorbenen Mitglied mit schwarz umflorter Fahne das letzte Geleite zu geben und es in an- und abschwellenden Akkorden zu ehren. Wie aber steht es um den Hausgesang, der als Einzelstimme oder zu zweien oder mehreren die Sorgen des Werktags versinken läßt, unter der Linde oder in der Wohnstube den Feierabend verschönt, die Nachbarn vereint und das Heim lebenswert macht? Ja, da steht es minder glänzend als auf dem Podium der Festbühne. Im Namen der Kunst ist der einzelne Sänger darauf abgerichtet und eingeschworen, nicht singen zu können, wenn er nicht Buch und Dirigent vor sich und die andern 39 Mitglieder um sich hat. Den ersten Liedervers wüßte er auswendig, beinahe auch den zweiten, dann aber summt man den anderen nach. „Ich bin doch im ersten Baß; sollte ich Tenor krähen oder als Rodensteiner Frau und Kinder auf der Ofenbank unterhalten mit: „Im tiefen Keller sitz ich hier!“ Kurz, es geht nicht an, und der Direktor hat es auch nicht gern, wenn man sich zu Hause in ein ungehöriges Schlendertempo hinein großvater, wenn Rhythmus und Dynamik, die wir im Verein mühsam eingeübt haben, in die Brüche gehen. Und wer soll mich begleiten? Die Buben mit ihren unreifen Füstelstimmen oder die Mutter, die nur ihre alten Schul- und Mädchenlieder kann. Mögen die Kinder singen: „Von Ferne sei herzlich begrüßt“ und „Im Wald am Sonntagmorgen“, die kann Mutter auch. Man hat noch eine dringliche Besprechung oder Komiteesitzung, nimmt den Hut und verschwindet.

Mancher Verein ist weithin bekannt, an Festen ein gefürchteter Konkurrent um den ersten Lorbeerkranz. Aber in der Kirche merkt man nichts davon außer am Neujahrs-

tag. Der Kirchengesang ist dünnfädig wie ein verwaschenes Rasstuch, nur von Frauen und Mädchen mit Hilfe der Orgel notdürftig im Gang erhalten. Schon lange ruft der Pfarrer nach einem Kirchenchor. Möge er rufen; die Vereinspflichten gehen vor, und bei den alten Chorälen gibt es keine Vereinsehren und Kränze.

Möchten unsere Musikgrößen bedenken, daß wichtiger als Feststiege die Einzelausbildung des Sängers ist, darauf ausgehend, daß jeder Sänger fähig würde, für sich oder im Familienkreis und in froher Gesellschaft als Führer oder bescheiden Mitwirkender sich zurechtzufinden, ohne den offiziellen Apparat von Stimmenverteilung, Buch und vehementer Gebärden eines Dirigenten, die oft für den Hörer eine unliebsame Ablenkung sind.

Man beachte die Volksstimmung, welche den Sodalkonzerten zufließt, wenn auch der geistige Gehalt ihrer Vorträge oft nur ein geringer ist. Aber dennoch bieten sie Vorzüge, welche dem Hörer mehr zusagen als die ausgefeiltesten, unanfechtbar korrekten Produktionen der Schulgerechten. Warum ist Krenger ein Liebling des Volkes geworden?

Aber wir, die es verstehen, wir geben die Weisung: Ein richtiger Sänger nach unserem Herzen soll nicht zu seiner seelischen Erbauung und zur Pflege des Familienlebens singen, sondern für die Kunst und die Kränze. Fiat justitia, pereat mundus!

F. B.

Der Berggrat.

Von Fridolin Hofer.

Im Hochgebirge ragt ein Grat,
Den noch kein Fuß betrat,
In Banden schlug nicht Eis noch Firn,
So trübig springt empor die Felsenstirn,
Die, sich zu Füßen und zu Seiten,
Im Grün der Matten je ein Dörfchen schaut,
Wie Schwalbennester klebend hingebaut
Und steil, als müßten sie dem Hang entgleiten.
Kein Pfad, kein Steg,
Der über Klüft und todesdunkle Wände
Die beiden Dörfer traut verbände.
Die Glocken finden drüber nur den Weg
Und reichen ungesch'n verschwifert sich die Hände.

Der Ruf des Meeres.

Aus dem Englischen überseht von Martha Riggl.

Das Farmhaus lag tief eingebettet in einer Falte des Gebirges. Die verlassenene Talfarm hatte es einst jemand genannt und der Name war ihm geblieben und es konnte keinen bessern dafür geben.

Ringsum türmten sich die Berge auf gleich Wällen und schlossen die jenseitige Welt aus. Peter Loney brauchte drei Stunden, um über den gewundenen Pfad hinunter den nächsten Marktplatz zu erreichen.

So weit er sich zurückerrinnern konnte, hatte Peter Loney immer allein mit seiner Urgroßmutter auf der Farm gewohnt. Er fragte sich bisweilen, was er wohl tun würde, wenn sie einmal gestorben wäre. Er würde dann ganz allein sein, denn er hatte weder Freunde noch Verwandte.

Gelegentlich fragte er die Ahne nach Vater und Mutter. Aber alles, was sie ihm sagte, war, daß sie beide gestorben wären, als er noch jung gewesen sei. Und dann schüttelte sie ihren alten Kopf und humpelte weg. Ja, sie war sehr alt, die alte Grannie Loney!

Für gewöhnlich jedoch war Peter zu beschäftigt, um sich um seine Zukunft zu kümmern. Es gab auf der verlassenem Talfarm eine Unmenge zu tun, denn Grannie Loney und er besorgten alle Arbeit ganz allein.

Der Markt an den Samstagen war für Peter wie eine andere Welt. Aber das Hasten und Treiben verwirrte

ihn, und er war stets froh, wieder heim auf seine Farm zu kommen. Er liebte das kleine, weißgestrichene Wohnhaus mit seinen glänzenden Fuchsien und den Geranien, die das ganze Jahr draußen wuchsen und blühten. Es war seine Heimat, die einzige Heimat, die er kannte.

Und doch drängte in ihm dann und wann eine seltsame Sehnsucht, er wußte nicht nach was. Er schaute dann zu den großen, weißen Wolken auf, die über die Berge dahingleiteten, und dachte sich, es wären Schiffe auf ihrem Weg zu den Enden der Erde. Irgend etwas regte sich in ihm und wollte wandern, weit fort.

An solchen Tagen geschah es, daß Peter über den Weg nachdachte, der über das Moor ging. Man konnte ihn mit den Augen verfolgen, wie er das Tal hinunterließ, dann nach den Hügeln hin abschwenkte und dann sich einem aus den Augen verlor. Und dann tauchte er fern am Horizont wieder auf.

Es wob ein Geheimnis um diesen Weg, denn die Ahne beschwor ihn, ihn niemals zu gehen. Erwähnte er einmal den Weg, so geriet die Alte in die heftigste Erregung. Tränen entströmten ihren Augen. Sie klammerte sich an Peter fest und flehte ihn an, bei ihr zu bleiben.

An einem solchen Tage war es auch, daß sie ihm das Einzige sagte, was sie ihm je über seinen Vater mitteilte. „Er ging über das Moor“, sagte sie, „und er kam niemals zurück — — und so war es mit seinem Vater — — mit allen meinen Söhnen — —“

Sie schüttelte sich wie im Fieber und die Tränen rollten wie Sturzbäche über das alte, runzlige Gesicht.

Aber sie sagte Peter nichts weiter als das, und er konnte den Gegenstand nie berühren, ohne dieselbe furchtbare Aufregung hervorzurufen.

Aber sein Geist beschäftigte sich doch damit und er stellte sich vor, was für Gefahren auf dem Moor lauern könnten, Felsen, Abstürze, Moräste — er vermochte sich nichts anderes zu denken — oder der Nebel, der zu Zeiten über die Berge hereinkroch und alles umhüllte und auflöschte.

Und dann starb die alte Grannie Loney plötzlich eines Tages und Peter war allein. Er ging umher wie im Traum und wußte nicht was tun. Er war schrecklich allein. Aber er konnte sich nicht entschließen, seine Heimat zu verlassen. Und doch war etwas in ihm, das ihn hinweg zu treiben schien, und eines Tages verkaufte er all sein Vieh auf dem Markte. Dann schloß er sein Haus ab, legte einiges in ein Bündel zusammen und ging weg — die Straße entlang, die über das Moor lief.

Warum die Ahne sich immer dagegen gewehrt hatte, war mehr, als er begreifen konnte. Als er das Ende des Moors erreicht hatte, war alles, was er sah, die Straße, die sich Meile um Meile durch die Heide zog, und keins der Schrecknisse war da, die er hier vermutet hatte.

Er fühlte sich seltsam erregt und ging wie auf Schwingen seinen Weg entlang. Ein salziger Geruch lag in der Luft und schien ihn zu heben. Ihm war, als schwebte er.

Und dann — plötzlich — wie er auf die Höhe des Grates kam, sah er das Meer ausgebreitet vor sich liegen — — mit kleinen, weißlegeligen Booten, und fern am Horizont den Rauch der Dampfschiffe, gleich Wolken, die nach den Enden der Erde segelten. Er stand — — und das Wunder benahm ihm den Atem.

Er hatte das Meer niemals gesehen, aber das Meer rauschte in seinem Blut. Und jetzt verstand er, warum die Urgroßmutter sich davor gefürchtet hatte. Sein Vater und sein Großvater hatten da gestanden, wo er jetzt stand, und hatten den Ruf des Meeres vernommen, und für Grannie Loney hatte dieser Ruf lange, schreckliche Einsamkeit bedeutet.

Sie war klug gewesen, Peter von der Straße über das Moor zurückzuhalten. Ohne einen einzigen Blick rückwärts zu tun, schulkerte er sein Bündel und stieg nieder zum Meer.